Liebe zu Volk und Vaterland
Deutſche Treue am deutſchen Rhein

Heimatvolk und Heimatflur

7. Jahrgang – Nr. 31 | Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung | 8 Auguſt 1928

Wie Glühwürmer . . .

Von Karl Gabriel **Pfeill** (Neuß).

Wie Glühwürmer lautlos im Sommerdunkel
Zieh' ich Runen in die Erdennacht
Mit ſeeleleuchtenden Geſängen,
Magiſch tauchend, glitzernd durchs Laub der Sterblichkeit.
Wie harrt dann verſunken der Park.
Seelebleichen, zitternden Spiegel aber
Zackt unſteter Flug, ſchwärzt Schattenſchwinge.
Melodiſch aber raunen alle Quellen
Heimlichen Sinn der Mitternacht,
Die ringender Schoß nur iſt und Wiege neuen, lichtſtürzenden Tags!

Wenn dann am Morgen im Taue
Der Wald ſich wie eine Geliebte ſchmückt,
Oder erdnah die abendliche Sonne
Zwieſprache hält, goldne, mit den ragenden hundert Stämmen
Und Strahlenteppiche dem Fuß des Wandrers breitet:
Immer bin ich jauchzender Bräutigam,
Liebend und geliebt, erhofft und empfangen, tauſchend Gruß mit Widergruß,
Blutwarme Wange traulich an Borken ſchmiegend,
Preſſend mit Händen die wilde, ſelig berſtende Bruſt!

*

Wir fahren über die Heide –

„Auf der Lüneburger Heide,
In dem wunderſchönen Land
Ging ich auf und ging ich unter,
Allerlei am Weg ich fand;
Vallerie, vallera,
Und juchheiraſſa,
Beſter Schatz, beſter Schatz,
Denn du weiß es, weißt es ja –

ſang der Heidemenſch Löns in die Dämmerung der braunen Heide vor zwanzig Jahren. Damals war ſie wie heute. Hier und dort hat ſich wohl manches verändert. Aber noch iſt der norddeutſche Sommerhimmel über den unendlichen Weiten der Heide. Noch liegen die alten Heidehöfe unter den Eichen. Alle Seltſamkeit der Heide iſt noch da: Hängebirken, Fichten, Ginſter und Lupinen, Nachangel, Königskerzen und die nun zart aufblühende Heide, Hügel auf und ab, die trockenen Heidwege entlang. Und bald wird ſie wieder wunderbar voll und tief-roſig glühen. Und dann kommen wieder die Menſchen aus den Städten und finden wieder die Heide wunderſchön. Als wenn die Heide nicht immer ſchön iſt.

Vor fünfzig Jahren war die Heide in den Augen der Menſchen „öd und leer“. Eichendorff nannte ſie die „lungenſüchtige Steppe der markalſten Reichsproſa Deutſchlands“, als er ſie einmal durchfahren mußte, um nach Hamburg zu kommen.

Da galt Norddeutſchland als ein „ödes trauriges Land, ohne Anhöhen, Täler, ohne Seen, ohne alles Laubholz. Da war nichts als Sand, Heide, Moor, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern“. Von der Annette Droſte und von Theodor Storm wußte man von den Schauerlichkeiten und von dem Grauen dieſer einſamen verlaſſenen Welt, wußte aber nichts von den Schönheiten dieſer weltverlorenen Einſamkeit, die ſich zwiſchen Elbe und Weſer ausdehnt.

Der Maler Chriſtian Morgenſtern zeigte 1867 die erſten Heidebilder und zeigte der Welt die Schönheit einer ſtillen, unbekannten Landſchaft. Die Worpsweder Maler Heinrich Vogeler, Mackenſen, Moderſohn und die ſchönſte deutſche Malerin Paula Moderſohn-Becker zauberten dann die dunkelſchöne Welt des Teufelsmoores und des Weyerberges auf die Leinwand und zeigten das noch immer unentdeckte Land, in dem die Unendlichkeit des Himmels herrſcht, in dem nun die Heideblume die weiten Flächen mit einem roſenroten, purpurnen Teppich ſchmückt, in dem der Städter ſich verkriecht, um noch irgendwo allein und fern dem Lärm des Lebens zu ſein.

Als Hermann Löns vor 30 Jahren die Heide in ſeinen Naturbildern pries, brach der Zug der Heidewanderer los und entdeckte auf ſeine Art und Weiſe mit Guittarrenklang und den Liedern aus dem „Roſengarten“ das Land in ſeiner reichen Abwechslung, in ſeiner ernſten Verſchloſſenheit und wieder lächelnden Offenheit, das Land, welches den Menſchen zu tiefem Sinnen zwingt, welches ſo „leicht zu verſtehen und doch ſo ſchwer zu begreifen“ iſt, weil es voller überraſchender Widerſprüche und unerwarteter Gegenſätze iſt, reich in ſeiner Armut, bunt in ſeiner Einfachheit, vielſagend durch ſeine Verſchwiegenheit.

Bald werden wieder viele in die Lönsheide fahren. Gott ſei Dank iſt die Zeit vorbei, da Löns drei Kreuze hinter ihnen, den Heidewanderern, machte, da das Naturdenkmal in Mode war, die „Steinhäuſer“ das Ausflugsziel von Geſang-, Turn-, Kegel-, Skat-, Fußball-, Tennis- und anderen Vereinen war.

Wohl hat die Heide viel verloren. Und einmal wird ſie nicht mehr ſein. Bleiben aber wird das Gebiet des Wilſeder Berges und der Totengrund, für die Löns durch ſeine zahlloſen Naturſkizzen gekämpft hat. Hier iſt durch das Naturſchutzgeſetz ein Stück deutſcher Urheide geſichert, ſo wie es in den Büchern von Löns immer wieder lebendig wird, das Land der dunklen Forſten mit Edelwild und ſchwarzem Kittelrock, mit Teich- und Flußniederungen, in denen Reiher und Schwarzſtorch horſten, Otter und Iltis zehnten, Dommel und Blaßhuhn niſten, Natter und Feuerſalamander ſcheu dahinfliehen, Renntiermoos und Bärlapp wuchern, wo Forellen und Arſchen ſpringen.

Schön iſt auch die Südheide, die Dörfer und Städte Celle, Müden, Johannisburg, Lutterloh, die Täler und Forſten an der Aller entlang. Wohl ſieht man nicht mehr die großen Flächen der Einſamkeit. Der Menſch hat ſie mit Eiſenbahn und Induſtrie zerſchnitten. Aber noch iſt Heide da, die unſere Augen labt und unſer Herz erquickt mit den roſenroten oder braunen Heidhügeln, mit den flammenden Porſtbrüchen, mit den ſeltſamen Geſtalten alter Wacholder und den krauſen Kiefern.

Wir brauchen nicht ſentimental zu klagen über die Nutzbarmachung der Heide — aus wirtſchaftlichen und politiſchen Gründen iſt es notwendig, daß ſie nutzbar gemacht wird —. Aber ſolange die Heide blüht, wollen wir über ſie fahren und uns der purpurroten Herrlichkeit freuen.

Heinrich **Droege**.

---

zählt, in bunten Wimpeln und Maſten, vieler Herren und Länder Schiffe, verdunkeln die Ferne, drohend, trotzend, die Rieſenarme zahlloſer Fabriken, dehnen ſich rechts und links die Burgen der Moderne in gewaltigem Ausmaß. Sie alle vermochten der erhabenen Schönheit dieſes Wunderdomes nicht ein Eintrag zu tun. Zwar wuchs die Stadt zu ſeinen Füßen endlos in die Weite, zwar verliert ſich das Meer der Häuſer ſilbern in der Ferne, zwar wuchtet dazwiſchen vieltürmig und ſchwer manch Werk von Menſchenhand. Und erſcheint doch alles ſo puppenhaft klein im Ausmaß dieſer Königsburg. Noch immer drängen ſich die Häuschen wie hilfeſuchend in den Schatten des Münſters, noch immer flüchten ſie in Ohnmacht und Vertrauen in den Schutz des römiſchen Marſchalls, noch immer hält St. Quirin da oben treue Wacht über ſeiner alten Stadt, noch immer hält er mit kraftvoller Hand Banner und Schild. Es iſt wie ein Geheimnis des Ewigen, das ſich dem erſchließt, der vom Rheine her den Wunderdom geſchaut. Unſagbar aber ſteigert ſich die Fülle des Auges für den, der in der Enge der Krämerſtraße ſich dem Dome nähert, wo Laden und Lädchen ſich engbrüſtig drängen und einander ſtreiten um geringen Raum. Da erſteht St. Quirin in unbeſchreiblicher Wucht und Größe, hier erſchließt ſich das ganze Geheimnis des Weſtturmes in zahlloſen Wundern, hier übertraf der geniale Bauherr des Domes ſein eigenes kühnſtes Hoffen, hier jubelt eine Symphonie empor, die nur von Engleszungen Blut und Leben gewann. Nicht minder reich ward des Wunderdomes Schöne dem offenbar, der vom klöſterlichen Frieden des Marienberg dem Münſter ſich genaht. Wer könnte je dieſes Bildes vergeſſen, weſſen Mund könnte ſtumm bleiben, ſo hier der Oſtbau des Domes in majeſtätiſcher Größe und königlicher Pracht in Himmels Höhen ſich türmt, ein gewaltiges, lebendiges, nie ruhendes Sursum corda!

Sursum corda! Tritt durch das Tor des Domes und Deine Seele wird erzittern in andachtsvollem Schauer, ſo Dich das Wunder dieſes Lichtes umfängt. Im Dunkel der Krypta umſchwebt Dich das Geheimnis des Ewigen, Du ſteigſt empor in das milde Dämmerlicht der Seitenſchiffe, im hohen Langſchiff bricht ſich froh und hell der Tag, durch die Lichtfülle der Kuppel jubelt es wie leuchtender Maientag. Sursum corda! So Du aber im Weſtturme ſtehſt auf hoher Warte, erſchließt ſich — o Wunder — ein neues Geheimnis: immer mehr ſtrebt, von Joch zu Joch ſich ſteigernd, die Weite des Langſchiffes zum Kuppelbau und zum Altare, ein anderes, neues sursum corda!

Einmal im Jahre feiern die Englein Hochfeſt im Münſter. Nicht nur in jener Stunde, da ſie ſich zahllos im Dome drängen um den König der Könige, wenn er in leuchtender Pracht durch die bunte Fülle der Straßen ſegnend zieht. Ich meine jene Stunde, da die Marienkönigin ihres herrlichen Mondes letzten und köſtlichſten Triumpf feiert. Dann ſenken ſich die Schatten der Nacht durch die hohe Kuppel des Domes und nur des Ewigen Lichtes myſtiſches eZichen kündet die Wohnung des Königs der Könige. Allwo aber das Chor ſich zur Höhe drängt, hat die Madonna wahrhaft königlichen Thron gegründet. Gar lieblich iſt ſie anzuſchauen, ſo ganz voll Mutterglück und Freude.

Und das Kindlein auf ihren Armen kann ſich garnicht ſatt ſehen an der leuchtenden Pracht ringsum, an der keuſchen Fülle zahlloſer Blumen, die wetteifern an Farben und Duft der Maienkönigin zu Ehren. Des Kindleins Aeuglein wollen ſchier überlaufen bei den vielen, vielen Lichtern, die ſich um die Madonna drängen, ein jedes iſt noch eitler wie das andere und will doch nur ſein Seelchen hell aufglühen laſſen vor Liebe zur himmliſchen Frau. Die aber hat heute nur Aug und Ohr für die liebliche Schar der Kleinen, die ſich da unten ihr zu Füßen drängen in weißen Kleidern der Unſchuld und bunten Kränzlein im Haar. Die ſchauen ſo verlangend und glücklich darein und ſetzten ihre hellen und ſchönſten Stimmchen an zum Lobe der Madonna:

„Maria, Maienkönigin!
Dich will der Mai begrüßen;
o ſegne ihn mit holdem Sinn
und uns zu deinen Füßen!“

Die Madonna aber hält ſtille Zwieſprache mit dem Gotteskinde, das hebt die kleinen Händchen, ſegnet ſeine kleinen Geſpielinnen da unten und vertraut ſie dem Schutze derjenigen an, die ſtets St. Quirini-Stadt beſchirmt. In dieſer Stunde der Wunder wird es lebendig im alten Dome; dann leuchten ſie auf in himmliſchen Farben, die Heiligen und Engel auf Gold- und Silbergrund, dann flammen geheimnisvolle Lichter in den Fenſtern, dann geht ein Raunen und Rauſchen durch die gewaltigen Hallen, dann klingt es wie von himmliſchen Chören:

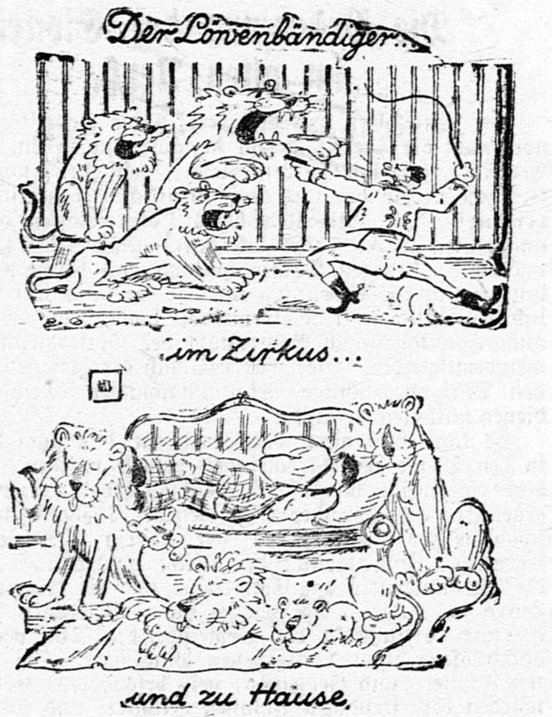
Virgo singularis,
inter omnes mitis!
Jungfrau auserkoren
Mild und rein geboren!

Dann greift da oben auf des Domes Kuppel St. Quirin ſein gewaltig Schwert mit kraftvoller Hand, gibt aufs neu der Himmelskönigin demütigen Treuſchwur und bittet ſie recht inniglich:

Gregem Tibi sic dicatum
a patribus sacratum
protegas in saecula.
„Sei der ſchon vor Väterzeiten
und ſo jetzt Dir neu geweihten
Herde Schutz in Ewigkeit!“

*

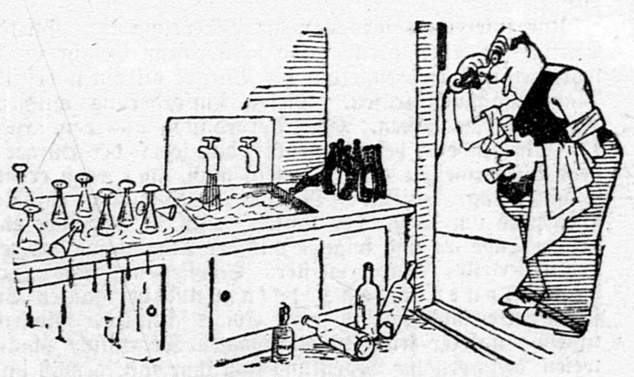
Humor und Leben.


Der Löwenbändiger...
im Zirkus...
und zu Hause.

(Sönntagsniſſe-Strix.)

*

Wenn die Frau verreiſt iſt.



Strohwitwer (mit ſeiner Frau telefonierend): „Ja, Ilſe, jetzt bin ich gerade dabei, das Geſchirr abzutrocknen . . .“

(„Kasper“.)

Lauſcht den Heimatſitten, pflegt den Heimathumor!
Sie erheben uns über die Schwere der Zeit.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. **Heinrich Staab**.
Rotationsdruck und Verlag der Geſellſchaft für Buchdruckerei, Neuß.

Der Alte beim Schützenfeſt.

Von Ernſt von Wildenbruch

Geh, Enkelin, ſchließe mir auf den Schrank
Laß meine Medaille mich ſchauen;
Und putze ſie mir recht blitzend und blank,
Und häng ſie am Band, am geſtreiften, recht lang
An den Rock mir, den guten, den blauen.

Zum Schützenplatze will heute ich gehn,
Wo ſie ſchießen den Aar von der Spitze,
Im qualmenden Pulver noch einmal ſtehn,
Will hören noch einmal, noch einmal ſehn,
Aus den Flinten die zuckenden Blitze. —

Wie kommt's, daß mir heute die Narben ſo glühn,
Daß ich denke der alten Genoſſen,
Die mit mir gezogen, ſo jung und ſo kühn,
Und liegen geblieben im blutigen Mühn,
Deren Herzblut zur Erde gefloſſen?

Was iſt für ein Tropfen auf dieſem Band?
Eine Träne iſt's wie ich meine? —
Du Mädchen, was wirſt Du ſo bleich wie die Wand?
Was zitterſt Du ſo, warum bebt Deine Hand?
Warum weinſt Du ſo bitter, Du Kleine? —

Iſt's Sprechen ſo ſchwer? Nun ſchweige Du nur:
Ich weiß ja, um wen Du Dich kränkeſt!
Um den Vater draußen in ferner Flur.
In der heißen, blut'gen von Mars la Tour;
Tuſt recht, daß an ihn Du gedenkeſt.

Zeig das Kreuz mir her, ſeines Mutes Lohn,
Seinen letzten Tröſter im Leiden.
Komm, weine Dich aus, ich verſtehe Dich ſchon,
Du weinſt um den Vater und ich um den Sohn.
Welch' Leid iſt das größ're von beiden?

Nun komm, nun hatte der Kummer ſein Recht,
Zum Schützenplatz wollen wir gehen,
Ob die Männer von heute, das junge Geſchlecht,
Ob ſie zielen wacker und treffen recht,
Das will ich da prüfen und ſehen.

Ob künftig auch Männer noch werden ſein
Mit mutigen Herzen und Händen,
Dem böſen Feind dort über dem Rhein,
Wenn er Kummer uns trägt in das Land hinein,
Auf das eigne Haupt ihm zu wenden.

*

Das Schützenhaus an der Promenade.

Von Joſ. Vinc. Grunau.

Dem ſäulengetragenen Bau am Abſchluß der ſchönen Promenade in Neuß, wo heute die liebe Jugend mit friſcher Milch verſorgt wird, merkt man es nicht an, daß er viele Jahrzehnte dem Scheibenſchützenweſen gedient hat. Und doch iſt er bekanntlich der obere Teil des alten Schützenhauſes, zu dem am 12. April 1831 der Grundſtein gelegt worden war, während der Unterbau, im Graben gelegen, die Schießſtände in gleicher Höhe der Scheibenbahn enthielt. Nicht immer hat die Schießſtätte an dieſer Stelle gelegen. Der älteſte Ratsbeſchluß vom 15. März 1613 ſpricht von der „Schützenbahn an der Zollpforte“ mit dem Bemerken „wie von Alters gebräuchlich“. Bald darauf ſcheint aber ſchon die Bahn verlegt worden zu ſein, denn ein Ratsprotokoll vom 12. Auguſt 1618 ſpricht gelegentlich eines ausgeſchriebenen Schützenſpiels von der Schützenbahn „außer der Oberpforte“. Die im Jahre 1723 am 3. Auguſt vom Magiſtrat genehmigte Schützenordnung beſagt uns, daß die Schießübungen auf dem Walle zwiſchen Hamm- und Niedertor ſtattfanden.

Unter der franzöſiſchen Zeit ruhte erſt das ganze Schützenweſen, da man, genau wie bei der letzten Beſatzung, jedes Beſitzen und Tragen von Waffen verbat. Im Jahre 1803 gelang es dann dem damaligen verdienten Bürgermeiſter und ſpäteren Unterpräfekten Jordans, der alten Scheibenſchützengeſellſchaft, den Jakobusſchützen, neues Leben einzuflößen. Unter dem 1. Germinal des Jahres XII (22. März 1809) wurde ſeitens des Magiſtrats eine neue Schützenordnung genehmigt, welche die alten Privilegien der Geſellſchaft beſtätigte.

Ein noch größerer Freund der Schützengeſellſchaft war der ſpätere Bürgermeiſter Karl Konrad Loerick, der 1831 ſein Amt antrat. Er iſt auch der Schöpfer der Schießanlage am Nordende der Promenade und des damit verbundenen Schützenhauſes. Als Loerick, vom Stadtrat und der ganzen Bürgerſchaft dankbar unterſtützt, daran ging, die Stadt durch Schaffung von Anlagen in den alten Wällen zu verſchönern, beſtimmte er den nördlichen Teil des Walles in der Promenade zur Aufnahme der Scheibenbahn und zur Erbauung einer Stätte, wo die Geſellſchaft ihre geſchäftlichen und fröhlichen Tagungen abhalten könnte. Als der Plan bekannt gegeben fand er überall nicht nur freundliche Aufnahme, ſondern auch opferwillige Anteilnahme. Die Schützenkaſſe opferte ihre Erſparniſſe, die Stadt gab Zuſchuß, freiwillige Spenden floſſen reichlich, ſo daß am 12. April 1831 unter den Schützenmeiſtern Theodor Sticker und Heinrich Riviants, der Bürgermeiſter Loerick, als Präſes der Geſellſchaft, den Grundſtein zu dem Bau legen konnte. Schon im Jahre zuvor hatte man durch eine Aktienſammlung die alten hölzernen Scheiben durch eine eiſerne erſetzt und in deren Standpfahl die Schützenordnung eingelaſſen. Der Neubau ging erſtlich flott voran und ſo konnte man ſchon am 3. Auguſt 1831, am Geburtstage des Königs, dem Hauſe durch ein Feſtſchießen die erſte Weihe geben. Dann aber kam eine Zeit der Kriſe, die den völligen Ausbau in die Länge zog, ſo daß er erſt 1834 vollendet wurde. Inzwiſchen waren am 7. Aug. 1833 der Geſellſchaft zwei ſtädt. Kanonen geſtiftet worden, und nach der Vollendung des Schützenhauſes am 12. September 1834 überreichte der Geſellſchaft, die in allen Schichten der Bevölkerung zahlreiche Mitglieder zählte, Herr Bürgermeiſter Loerick zwei der alten ſtädtiſchen Ratskannen aus dem Jahre 1674. Dieſelben ſollten bleibendes Eigentum der Schützenbrüder ſein und bei der jeweiligen Wahl der Schützenmeiſter gebraucht werden. Gegen Schluß des Jahres 1839 zählten die Jakobusſchützen nach Angabe des ſtädt. Geſchichtsſchreibers Fr. J. Löhrer 300 Mitglieder.

Alljährlich am St. Jakobustage (25. Juli) ſah dieſe Stätte, die damals nur von Bäumen umſtanden und von anderen Gebäuden frei war, ein fröhliches Feſt, an dem die ganze Bürgerſchaft lebhaften Anteil nahm.

Die wachſende Ausdehnung der Stadt an dieſer Stelle und die durch das Schießen verurſachte gefährdete Sicherheit des Verkehrs führten im Jahre 1863 zur Schließung dieſer Bahn, ſo daß die Geſellſchaft einige Jahre heimatlos war und Schießen und Feſte einſtellen mußte. Als nach dem däniſchen Kriege des Jahres 1864 die Stadt Neuß ihre Garniſon verlor, geſtattete man den Scheibenſchützen, die im trocken gelegten Nordkanal vor dem Obertor gelegenen Militär-Scheibenſtände in Benutzung zu nehmen. Dort hat dann die Geſellſchaft ſich ihr neues Heim geſchaffen, das im Laufe der Zeiten immer weiter ausgebaut und der Neuzeit entſprechend eingerichtet wurde.

Der obere Teil des alten Schützenhauſes aber an der Promenade wurde ſeitens der Stadt als Schule eingerichtet, und wo einſt die alten Schützen ein fröhliches Leben genoſſen, haben Jahrzehnte lang die kleinen ABC-Schützen ſich geübt, die Anfangsgründe des Wiſſens zu erfaſſen.

Schon vor dem Kriege wurde dann der Bau zu einer Milchkur umgewandelt. Geht man heute an der Stätte vorbei, wo die Blumen üppig blühen und der Springbrunnen ſeine Waſſer in die Sonnenſtrahlen wirft, ſo raunen wohl die Kronen der alten Baumrieſen manche Sage von den alten fröhlichen Schützentagen, die ſich in ihrem Schatten einſt in Luſt und Freud abgeſpielt haben.

*

Schloß Hülchrath.

Schwer wuchtet in den Aether keilend ſich ein Turm
In buntdurchwirkte grüne Weiten hingeſtellt,
Und ſein Gemäuer dräut: Ich trotz' dem Sturm!
Und höher reckt ſich's noch: Ich trotz der Welt!

Rund um ſchält ſich der Mörtel bröckelnd vom Geſtein,
Erweiternd ſtets jahrhunderalte Wetterſpur;
Doch drohend ziehn ſich rund ganz eng die Fenſter klein
Und ſpähn ins Land hinaus: Käm einer nur!

Begütigend zieht ſanft ein Efeuwald empor
Und ſtürmt den Turm, der nicht geachtet ſein,
Bedeckt ihn faſt, nimmt ihn noch völlig ein,
Rankt hoch ſich grünend auf vom dunkeln Tor.

Bedingungslos, auf Ungnad' oder Gnad'
Ergibt ſich gern des Erkers düſternd Holz,
Legt ab des Turmes Fels den alten Stolz,
Wenn freundlich leiſe dieſer Feind ſich naht.

Dumpf brütet rings des Weihers Flut,
Im grünen Froſchlaich ſchwimmt einher
Gelber Sumpfdotterblumen Glut,
Breitblättriger Seeroſen Meer.

Am ſchilfumſäumten Ufer dehnt
Sich wildverwachſen Dorn und Hag,
Und beiden Ufern an ſich lehnt
Ein Steg, verfallen, altersſchwach.

Und wo ein holprig Pflaſter führt
Hinan zum maſſigen Portal,
Da leuchten in endloſer Zahl
Roſen, von Bienen aufgeſpürt.

Aus hoher Niſche, efeuumrankt,
Geſchützt von des Turmes Baſaltkoloß
Segnet Maria das Land und das Schloß.
……Wer jetzt noch vor Schaden und Unheil bangt……

J. K.

*

Die Bedeutung der Glocken im alten Neuß.

Im Mittelalter und bis weit in die Neuzeit hinein war noch nicht die Trennung von Religion und Leben, Kirche und Gemeinde, wie wir ſie heute leider feſtſtellen müſſen. Das kirchliche Leben war mit dem öffentlichen, behördlichen ſo eng verknüpft, daß notwendig beide Körperſchaften aufeinander angewieſen waren und ſich durch gegenſeitige Hilfeleiſtung unterſtützen mußten. Doch nahm dabei die Kirche noch immerhin die zentrage Bedeutung ein. Sie war nicht nur rein äußerlich der Mittelpunkt der Gemeinde, ſondern an ihr trafen ſich auch Sonntags nach Beendigung des Gottesdienſtes die Gemeindemitglieder. Hier war demnach der geeignetſte Ort, um den Bürgern wichtige Bekanntmachungen durch die Ratsdiener mitteilen zu laſſen.

Es kann alſo nicht wundernehmen, daß auch die Glocken in den Dienſt der Allgemeinheit geſtellt wurden. Waren ſie doch die einzige Möglichkeit, gleichzeitig der ganzen Gemeinde gegenüber als Sprachrohr zu dienen. Deshalb wurden ſie ſchon in der karolingiſchen Zeit als ein ſehr wichtiges und wertvolles Inventarſtück der Kirche angeſehen. „Sie riefen die Andächtigen in das Gotteshaus und die Kanoniker zu den Horen ins Chor. Sie zeigten die verſchiedenen Tageszeiten an und verkündeten der Gemeinde den Tod oder die Gedächtnisfeier ihrer verſtorbenen Mitglieder. Sie verſammelten Kapitel und Gemeinde bei beſonderen Gelegenheiten, wurden bei freudigen Anläſſen geläutet und ebenſo, wenn Statd und Land von Gefahr bedroht war.“ (Dr. Heinr. Schäfer „Zur Entwicklung von Namen und Beruf des Küſters“ in „Annalen des Hiſtoriſchen Vereins für den Niederrhein“. Herausgegeben von Dr. Al. Meiſter. 74. Heft. Köln 1903. Seite 168 f.).

Uns intereſſiert hier nur die Bedeutung der Glocke als Sturm und Alarmglocke. Sie ſollte, wenn Gefahr im Anzug war, geläutet werden, um die Bürger an einen beſtimmten Platz zuſammenzurufen. Dieſer Aufforderung mußten alle Bürger Folge leiſten. Eine Verordnung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts beſagt darüber, daß jeder, der Bürger wird, dem Bürgermeiſter gehorſam ſein muß, auch wenn er ſich des Glockenſchlags bedient. Dieſelbe Beſtimmung enthält ein Bürgereid um 1630, der lautet: „Ich N. N. gelobe etc. von dieſem Tage an und ſolange mir der Allmächtige das zeitliche Leben verleiht, Bürgermeiſter, Schöffen und Rat gehorſam, dem Glockenſchlag folgſam und der ganzen Bürgerſchaft getreu und hold zu ſein.“ Somit ſcheint der Glockenſchlag in etwa unſerer früheren allgemeinen Wehrpflicht ähnlich geweſen; denn erhöhte Bedeutung kam ihm naturgemäß im Falle einer plötzlichen Gefahr zu, ſo bei einem unerwarteten Ueberfall auf die Stadt, bei einem großen Brande, zu dem die Bürgerſchaft zur Hilfeleiſtung aufgeboten werden mußte, oder auch bei Aufruhr, der einer ſchnellen Niederwerfung bedurfte.

Aber auch bei anderen Gelegenheiten war der Glockenſchlag von Wichtigkeit. Er rief die Bürger zu Verſammlungen zuſammen und er ertönte ebenfalls, wenn der Sadt eine wichtige Mitteilung oder eine eilige Bekanntmachung zur Kenntnis gebracht werden mußte. Zu dieſem Zwecke wird man ſich entweder beſtimmter, allgemein bekannter Zeichen bedient haben oder es ſtanden mehrere verſchiedene Glocken zur Verfügung, ſodaß jeder in der Stadt ſofort wußte, um was es ſich handelte. War von Amts wegen eine Mitteilung zu machen, ſo kamen, der damaligen Sitte gemäß, die Gemeindemitglieder vor dem Rathaus zuſammen. In einem Bericht über den „Geſchworenen Montag“ am 16. September 1532 leſen wir, daß die Bürger ſich auf den Ruf der Sturmglocke hin auf dem Friedhof verſammelten, und zwar um 9 Uhr und nach Mittag wieder um 1 Uhr.

Es iſt ganz natürlich, daß damals, genau wie heute bei den Alarmvorrichtungen der Feuerwehr und Polizei, bei den Glockenzeichen Mißbrauch vorkam und zu blindem Alarm und Unruhen und Beſorgniſſen unter der Bürgerſchaft führte. Deshalb verſtehen wir auch einen Ratsbeſchluß der Stadt Neuß aus dem Jahre 1263, der beſtimmte: „Keiner darf, wenn bei geſchloſſenen Toren ein Gerücht auftaucht, zu der Glocke laufen, um ſie zu läuten, bevor es von den Vorgeſetzten befohlen iſt.“ Den gleichen Sinn hat auch ein Paragraph in dem Schreiben, das der Erzbiſchof Philipp wegen der Streitigkeiten zwiſchen Rat und Gemeinde am 1. Dezember 1513 an die Stadt Neuß richtete: „Zum fünften! Da der Glockenſchlag uns als dem Landesfürſten und Oberherrn allein zuſteht, ſo wollen wir und verbieten hiermit ernſtlich, doß niemand anders in unſerer Stadt Neuß denſelben gebrauchen ſoll als diejenigen, denen ſolches an unſerer Statt und von uns her nach altem Herkommen zuſteht und zu tun gebührt . . . . .“ In der reformierten Polizeiverordnung des Kölner Erzbiſchofs leſen wir nun, daß das Recht des Glockenſchlages allein dem Vogt zuſteht.

Dieſe ſtrengen Verordnungen waren nötig geworden, weil verſchiedentlich offene Empörungen ausgebrochen waren, wobei jedesmal die Bürger mit der Sturmglocke zuſammengerufen worden waren. Bereits 1435 hatten die Führer der Gemeinde, als Erzbiſchof Dietrich einen Bürger der Stadt verhaften wollte, dieſe Verhaftung verhindert, indem ſie die Sturmglocke läuteten und die Bürgerſchaft den Gefangenen befreite. Große Unruhen herrſchten auch um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts wo ſehr oft Aufläufe und Proteſtkundgebungen der ganzen Gemeinde ſtattfanden. So wiſſen wir, daß am 22. April 1602 die Bürger die Sturmglocke läuteten und die Tore ſchloſſen, um die neue Einſchätzung des Vermögens für die Landesſteuer zu verhindern. Noch bei mancher anderen Gelegenheit, die uns kein vergilbtes Pergament berichtet, mag die Alarmglocke eine große Rolle geſpielt haben, manches Ereignis, daß der Stadt Tod und Verderben brachte, wird ſie geſehen haben.

Die Glocke als Alarmzeichen und als Sprachrohr einer Obrigkeit war nur möglich in einer Zeit, wo die Stadtgemeinde ein ſehr eng begrenztes Gebiet war. So mußte ſie in der heutigen Zeit ihr Erbe an moderne Errungenſchaften der Technik abtreten, an Telephon, Radio und Lautſprecher, die in derſelben Zeit der ganzen Welt mitteilen, was früher nur eine Stadt erfuhr.

A. Schl.

*

Die ſchöne alte Stadt.

Bilder aus dem romantiſchen Neuß.

Von Dr. Joſef Zanders.

Der Dom von St. Quirin.

St. Quirin! Deiner himmliſchen Schönheit Stimme vermag nimmer ich Worte zu geben! Mit der Blendfülle überirdiſchen Glanzes läßt Du unſer Auge überſtrömen. In Dir unſer Herz erſchauern im Reichtum Deiner Größe. In Dir erſchließt ſich die Seele einer geſegneten, gottbegnadeten Zeit, in Dir wird uns in endloſem Staunen offenbar das Sehnen und die Hoffnung, der Glaube und die Tiefe jener Jahrhunderte, die dieſes Denkmal gläubigen Sinnes, dieſen Tempel des Ewigen zu gewaltigem Dome getürmt. Wer Dich je erſchaut, vergißt Dich nimmermehr. Zwar umdrängen Dich heute, Kaſtellen gleich, zahlloſe Schlote, die Schwurfinger neuzeitlicher Rieſen, umlagern Dich ringsum, ſchließen immer enger den Ring zum letzten gewaltigen Anſturm. Du aber lachſt ihrer Drohungen, reckſt Dich voller Verachtung empor und vertrauſt Deiner gewaltigen Kraft, ungebrochen, unbezwungen in acht Jahrhunderten, unerhört an Stürmen, Not und Tod. Geſchlechter ohne Zahl und Namen drängten ſich in Deinen Schatten. Du ſahſt ſie kommen und gehen, werden und vergehen, Du bliebſt allein in jungfroher Schöne, Du Burg des Königs der Könige! — —

Wer dieſen Dom vom Rheine her erſchaut, kein ſchöner Stadtbild ward ihm je erhört. Die leuchtende Patina der Barockkuppel, gekrönt mit dem Standbild des heiligen Marſchalls, der gewaltige Weſtturm, heute — ſalva venia — wohl noch majeſtätiſcher und wuchtiger als ehedem, da ihn des Turmes Haube zierte, der maleriſche Wechſel der Bauglieder, das alles vereinigt ſich zu einem Bilde, wie es ſchöner und herrlicher nimmer geſehen. Drängen ſich in ſeinen Schatten, unge-